SCHÜTTPELZ, Erhard
2005 *Die Moderne im Spiegel des Primitiven.* Weltliteratur und Ethnologie (1870–1960). München: Fink

TORGOVNICK, Marianna
1990 *Gone primitive: savage intellects, modern lives.* Chicago und London: University of Chicago Press

TYLOR, Edward Burnett
2010 *Primitive culture: researches into the development of mythology, philosophy, religion, art, and custom.* 2 Bände. Cambridge *et al.*: Cambridge University Press ([1]1871)

Björn Bertrams

H. Glenn Penny: Im Schatten Humboldts. Eine tragische Geschichte der deutschen Ethnologie. München: C.H. Beck 2019. 287 S., s/w-Abb.

Das Jahr 2019 wurde weltweit als Humboldt-Gedenkjahr gefeiert, denn der Geburtstag des großen Reisenden und Forschers jährte sich zum 250. Mal. Das war Anlaß, unzählige Publikationen auf den Markt zu bringen, die den Namen Humboldts im Titel führen. Glenn Pennys Buch macht da keine Ausnahme, obwohl es darin nicht um Humboldt, sondern um Adolf Bastian und das von ihm in Berlin gegründete Museum für Völkerkunde geht. Aber warum eine „tragische Geschichte der deutschen Ethnologie"? Die Geschichte des Berliner Museums war tatsächlich tragisch, denn es wurde im Zweiten Weltkrieg von Bomben getroffen und in den 1960er Jahren endgültig abgerissen. Was jedoch an der Geschichte der gesamten deutschen Ethnologie „tragisch" gewesen sein soll, das bleibt ein Rätsel.

Bereits im Text des Schutzumschlages wird verraten, worum es Penny eigentlich geht: Bastians „Laboratorium der Menschheitsgeschichte" gerät in den Sog der Kolonialgeschichte, und es müssen „Teufelspakte" geschlossen werden, um den Sammlungsbestand zu vermehren. Hinzu kommt, daß der Generaldirektor Bode aus der „Denkwerkstatt" ein bloßes Schaumuseum machen will. Und zum Dritten: Mit der Einrichtung des Humboldt-Forums wird das Museum zu einem „Schauplatz politischer Instrumentalisierungen", bei der es um „Diskursmacht" geht, aber nicht um die Bedeutung der Sammlungen.

Das ist alles richtig, aber dennoch nicht die ganze Wahrheit. Unberücksichtigt bleiben die enormen Auswirkungen, die die beiden Weltkriege auf die Entwicklung des Museums nahmen, und die Tatsache, daß das Museum von Anfang an keine selbständige Institution, sondern immer Teil der königlichen, später staatlichen Museen war. Das Berliner Museum für Naturkunde, mit dreißig Millionen Objekten heute das „größte" Museum Berlins, ging einen anderen Weg: Mit der Gründung der Berliner Universität 1810 wurden die zoologischen und mineralogischen Sammlungen aus der Königlich-Preußischen Kunstkammer herausgelöst und im Gebäude der Universität Unter den Linden untergebracht, bis von 1885 bis 1889 das selbständige Museum für Naturkunde entstand, mit einem eigenen Generaldirektor an der Spitze.

Die ethnologischen Bestände hingegen verblieben in der Kunstkammer, und erst mit Adolf Bastian, der 1869 die Leitung der im Neuen Museum untergebrachten Sammlungen übernahm, erschien dort die erste Person auf der Bildfläche, die von außereuropäischen Kulturen überhaupt eine Ahnung hatte. Im Jahre 1873 wurde ihm ein eigenständiges Gebäude für die ethnologischen Sammlungen bewilligt. Obwohl er bereits 1868 damit begonnen hatte, an der Berliner Universität Ethnologie zu lehren, liegt die Vermutung nahe, daß er kein Interesse daran hatte, die ethnologischen Sammlungen aus dem Verbund der königlichen Museen herauszulösen und der

Universität anzugliedern. Stattdessen verblieb das Museum bis heute unter der Oberhoheit eines Generaldirektors der Königlichen beziehungsweise Staatlichen Museen zu Berlin, der in den meisten Fällen ein Kunsthistoriker war. Die Gründung der Stiftung Preußischer Kulturbesitz im Jahre 1957 machte es nicht besser, denn nun gab es zwei rivalisierende Verwaltungen und zwei „Oberhäupter" an der Spitze: den Generaldirektor und den Präsidenten. Die „Tragik" liegt also darin, daß die wichtigen Entscheidungen über das Ethnologische Museum nicht von den Ethnologen selbst, sondern von Vertretern anderer Disziplinen getroffen werden, überwiegend von Kunsthistorikern. Die Gründung des Humboldt-Forums ist nur das jüngste Beispiel einer ganzen Kette solcher fachfremden Entscheidungen. Auch der neu ernannte Intendant Hartmut Dorgerloh, der angeblich für die „Weltkulturen" zuständig ist, ist nicht etwa ein Ethnologe, sondern – Wen wundert es noch? – ein Kunsthistoriker.

In der Einleitung beschreibt Penny seine Teilnahme am Besuch einer Delegation von Hawaiianern im Ethnologischen Museum in Berlin-Dahlem. Diese Leute bezeichnet er als eine „eindrucksvolle Gruppe von Traditionspflegern und Rückgabeexperten" (9). Es ging bei ihrem Besuch um die Sammlung des deutschen Arztes Eduard Arning, die dieser Mitte der 1880er Jahre auf Hawaii zusammengetragen hatte, und die auch einige Schädel enthielt. Danach erfolgt bei Penny ein abrupter Sprung zu „Bastians Museum", und erst am Ende seines Buches kehrt er wieder zu den Hawaiianern zurück, die ihn, nach eigenem Bekunden, „zum Schreiben dieses Buches motivierten" (261).

Der Hauptteil besteht aus der Beschreibung der Sammeltätigkeit des Berliner Museums für Völkerkunde, wobei Penny auf sein 2002 erschienenes Buch „Objects of culture: ethnology and ethnographic museums in Imperial Germany" (Chapel Hill: University of North Carolina Press) zurückgreift. Er geht ausführlich auf „Bastians Projekt" ein, das er wie folgt beschreibt: „Ein gewaltiges ethnographisches Projekt, das ein ‚universales Archiv der Menschheit' schaffen sollte, wie Adolf Bastian es nannte. Hierin lag für ihn der Schlüssel zu einer Gesamtgeschichte der Menschheit" (12). Zwar verwendet Penny die Formulierung „Bastians Projekt" immer wieder, und er nennt als ersten Schritt dazu „das Sammeln möglichst vieler Informationen über alle Völker der Erde" (16), aber er vermag es nicht, dieses Projekt näher zu definieren oder zu konkretisieren. Er betont, daß für Bastian die Objekte „Abdrücke ihres Volksgeistes" (der betroffenen Kultur) seien und daß er schließlich Hunderttausende davon in seinem Museum zusammentragen ließ, „um eine gewaltige vergleichende Analyse dieser Weltbilder vornehmen zu können. Das war der Zweck des Museums. Darum befindet es sich mit seinen Sammlungen in Berlin". Doch Bastian hatte für dieses gewaltige Projekt weder einen Plan noch das notwendige Personal. Dies führt Penny zu dem Schluß, daß Bastian, um seine Ziele zu erreichen, „zu einer Serie von Kompromissen und Teufelspakten mit Beamten, Militärs und Mäzenen" gezwungen worden sei (19). Nach Bastian, so betont Penny, sollten ethnologische Museen vor allem Laboratorien sein, „Orte für die Produktion von Wissen, nicht für dessen bloße Präsentation" (20). Und hier kommt nun plötzlich Wilhelm von Bode ins Spiel, der Kunsthistoriker, der ab 1905 die Königlichen Museen zu Berlin als Generaldirektor leitete. In ihm sieht Penny den Bösewicht, der bestrebt war, Bastians Museum den anderen Häusern anzupassen:

> Er versuchte Bastians Anhänger dazu zu bringen, den Charakter der Institution zu verändern, indem man sie dem Publikumsgeschmack annäherte, die Zahl der Sammlungen verkleinerte, einen Großteil der Objekte einlagerte und einer didaktischen Präsentationsästhetik folgte, die unterhalten und belehren sollte (20).

Diejenigen, die Penny hier als „Bastians Anhänger" bezeichnet, waren tatsächlich seine

Nachfolger, die ein völlig überfülltes Museum vor sich hatten, in dem jegliches sinnvolle Arbeiten mit Objekten unmöglich war. Sie mußten außerdem dafür sorgen, daß all diese Objekte nicht verschimmelten oder von Käfern und Motten aufgefressen wurden. Daher waren sie gezwungen, vor allem nach praktikablen Lösungen zu suchen.

Eine dieser Lösungen wäre der um 1910 geplante Neubau von vier eigenständigen Museen in Dahlem gewesen, jeweils für die Sammlungen aus Asien, Afrika, Amerika und Ozeanien. Beim Asiatischen Museum hatte man bereits mit dem Bau begonnen, doch der Ausbruch des Ersten Weltkriegs verhinderte dessen Fertigstellung. Das heißt, es war nicht die Böswilligkeit von Generaldirektor Bode, die diese Neubauten verhinderte, sondern der schiere Geldmangel nach dem verlorenen Weltkrieg. Den Kompromiß oder „Teufelspakt" (Penny scheint dieses Wort besonders zu lieben), den man danach eingehen mußte, war der Umbau des Asiatischen Museums zu einem Depot, so daß man die Sammlungen in „Bastians Museum" in der Innenstadt überhaupt wieder zugänglich machen konnte. Dort entstand 1926, zu Bastians 100. Geburtstag, eine „didaktische" Dauerausstellung, während die Sammlungen in Dahlem übersichtlich in Schränken gelagert waren und jederzeit der Wissenschaft zur Verfügung standen. Die (indirekte) Behauptung Pennys, daß die „didaktische Schausammlung, die Bastian verabscheute" (21) den wissenschaftlichen Charakter des Museums verändert habe, ist nicht nachvollziehbar. Zwar beeinträchtigte das Pendeln der Wissenschaftler zwischen Berlin und Dahlem ihre Arbeit, aber wesentlich gravierender war es, daß das Museum aus Geldmangel gezwungen war, den Umzug der Objekte nach Dahlem durch den Verkauf von sogenannten „Dubletten" zu finanzieren.

Am Ende des einführenden Kapitels stilisiert Penny sich zu einem Freiheitskämpfer, indem er behauptet: „Über weite Strecken des letzten Jahrhunderts war der Großteil der Sammlungen in Depots weggeschlossen, getrennt von den didaktischen und unterhaltenden Schausammlungen […] Es ist Zeit, sich zu erinnern, Zeit, die Objekte zu befreien" (24). – Ich erwähne es ungern, aber das, was Penny hier von sich gibt, ist einfach nur populistischer Unsinn: *fake news*. Die Objekte waren niemals „weggeschlossen", weder für das Publikum, noch für die Wissenschaft. Sie waren nicht nur für in- und ausländische Forscher zugänglich, sondern auch für interessierte Laien und „natives", die immer wieder in den Studiensammlungen an großen Tischen saßen und bestimmte Objektgruppen studierten. Wenn Penny sich die Mühe gemacht hätte, das Besucherbuch der Studiensammlung „Amerikanische Ethnologie" durchzusehen, hätte er gestaunt, wie viele Besucher aus aller Welt, vor allem aber aus Nord- und Südamerika, sich darin eingetragen haben.

In den folgenden Kapiteln widmet sich Penny der Geschichte des Berliner Museums, von der Kunstkammer bis zu Bastians Sammeltätigkeiten in Asien und Amerika. Er geht anschließend ausführlich auf Felix von Luschan ein, den Leiter der Abteilung Afrika und Ozeanien. Luschans Tätigkeit muß zwangsläufig kritisch betrachtet werden, da er als Anthropologe eine große Schädelsammlung anlegte, bei der er sich auch kolonial-imperialistischer Methoden bediente. Als Ethnologe wurde Luschan vor allem für den Erwerb von Benin-Bronzen bekannt, die 1897 in London versteigert wurden. Luschans gesamtes Wirken für das Museum war also eng mit kolonialen Aktivitäten verbunden. Sein besonderes Verdienst lag darin, die Benin-Bronzen als so qualitätsvolle Arbeiten erkannt und beschrieben zu haben, daß sie als gleichwertig mit europäischer Kunst zu betrachten waren. Dies kam einer Revolution in der Bewertung von „primitiver Kunst" gleich, und dafür wird Luschan noch heute in Afrika geschätzt (125–126).

In dem Kapitel „Guatemaltekische Textilien" wendet sich Penny unvermittelt dem

Hamburger Ethnologen Franz Termer zu, der in Guatemala unterwegs war und als einer der Nachfolger des Berliner Altamerikanisten Eduard Seeler zu einem der führenden Altamerikanisten Deutschlands aufstieg. In der Akribie, mit der Termer die Kleidung der Menschen, ihre Sprache und die Produkte eines jeden Dorfes festhielt, sieht Penny eine direkte Verbindung zu Bastian (173). Das Thema Termer verbindet Penny auch mit der Problematik der deutschen Ethnologie in der Zeit des Nationalsozialismus, wobei man sich wundert, daß Penny den als Nazi-Mitläufer bekannten Berliner Altamerikanisten und Museumsdirektor Walter Krickeberg mit keinem Wort erwähnt. Insgesamt wirkt dieses Termer-Kapitel wie ein Fremdkörper in dem Buch, das ansonsten ja nicht der deutschen, sondern der Berliner Museums-Ethnologie gewidmet ist.

Das letzte Kapitel trägt die Überschrift: „Die Maske des fliegenden Schwans. Die Vergangenheit in der Zukunft". In ihm versucht Penny, wie schon in vorausgegangenen Kapiteln, einzelne Objekte, vorzugsweise aus der Nordamerika-Sammlung, als Symbole für bestimmte Vorgänge im Museum hervorzuheben. Da die 1883 erworbene Schwanenmaske der Yup'ik Alaskas aus der Sammlung von Johan Adrian Jacobsen insgesamt viermal in diesem Kapitel abgebildet wird, muß von meiner Seite etwas dazu gesagt werden, denn als ehemals für die Nordamerika-Sammlung zuständiger Kustos war ich für die Restaurierung dieser Maske verantwortlich, nachdem sie 1990 in desolatem Zustand als Teil der russischen Kriegsbeute über Leipzig wieder nach Berlin zurückgekehrt war. Die Abbildung auf Seite 218 zeigt die Maske in zerbrochenem Zustand, kurz nach der Rückkehr aus Leipzig. Motten hatten den ursprünglich vorhandenen Kranz aus Karibu-Fell rund um den Kopf so weit abgefressen, daß nur noch ein Lederstreifen übrig blieb. Anhand der alten Fotos versuchte die Restauratorin Barbara Gesell unter meiner Anleitung die Maske zu restaurieren, wobei wir als Ersatz für das fehlende Karibu-Fell einen Streifen Rentierfell ausprobierten (wie auf S. 205 zu sehen). Dies war jedoch keine optimale Lösung, wie uns auch die Gruppe der Yup'ik bestätigte, die 1997 in Berlin weilte. Also befestigten wir wieder den ursprünglichen Streifen des Karibu-Fells, um den Originalcharakter der Maske möglichst zu bewahren (Abbildung auf S. 247). Warum Penny auf Seite 205 die Maske mit dem provisorisch befestigten Rentierfell abbildet, ohne dies in irgendeiner Form zu erklären, bleibt völlig unverständlich.

Aber eigentlich geht in seinem letzten Kapitel um das Schicksal der Sammlungen während des Zweiten Weltkriegs und den Neuanfang in Berlin-Dahlem. Dabei wundert man sich über einige sehr phantasievolle Formulierungen, die allerdings nur denjenigen auffallen, die mit der Materie vertraut sind. So schreibt Penny beispielsweise zum Thema „Kriegsverluste" im Stil eines „Märchenonkels":

> Auch wenn Museumsmitarbeiter in Dokumenten und Büchern aus der Jahrhunderthälfte darüber gelesen hatten, wussten die meisten nur, dass diese Stücke einmal zu ihren Abteilungen gehört hatten […] Jahrzehnte hatte man diese Verluste beklagt, dann wurden sie fast vergessen (214).

Das ist reine Phantasie: *fiction writing*. Die Kriegsverluste konnte man gar nicht vergessen, da man als Kustos ständig mit ihnen konfrontiert war. Noch 1986 tauchten zahlreiche Objekte aus der Abteilung Südsee und aus anderen Abteilungen in einer Berliner Privatsammlung auf, die als Kriegsverluste registriert waren und noch die Originalnummern des Museums trugen. Da der „Besitzwechsel" inzwischen verjährt war, mußten sie von den Staatlichen Museen für viel Geld zurückgekauft werden.

Immer wieder reitet Penny auf der „Jahrhunderttragödie" herum, die der Generaldirektor Wilhelm von Bode angeblich ausgelöst

hat, indem er im Museumsgebäude in Berlin eine Schausammlung und in Dahlem ein Depot einrichten ließ: „Diese Umwandlung von Bastians Museum von der Werkstatt zum Schaukasten war Teil eines weiteren Teufelspaktes. Nach Jahrzehnten des Widerstands entzogen die Ethnologen den Großteil ihrer Sammlungen der öffentlichen Sicht“ (220). Und dann setzt er mit der folgenden Bemerkung noch eins drauf: „Bastian muss sich im Grab umgedreht haben. […] [D]ie festliche Wiedereröffnung der Schausammlung im Juni 1926 fiel auch noch mit seinem 100. Geburtstag zusammen. Was für ein bitteres Geschenk“ (222). Tatsächlich hatte man die Wiedereröffnung des Museums absichtlich auf Bastians Geburtstag gelegt, um ihm als Museumsgründer eine besondere Ehre zu erweisen. Für Penny scheint Bastian der einzige Maßstab zu sein, den er für die Entwicklung des Museums gelten läßt. Vor allem scheint er nicht zur Kenntnis zu nehmen, daß Bastian schon vor seinem Tod von vielen Ethnologen nicht mehr ernst genommen und offen kritisiert wurde. Penny erkennt zwar richtig, daß nach Bastians Tod 1905 die Museumswelt von einer „überwältigenden Dominanz von Kunst und Kunsthistorikern“ beherrscht wurde (223), wiederholt aber nochmals sein bekanntes Statement: „Die Ethnologie ist jedoch eine Wissenschaft, und ethnologische Museen in Deutschland wurden als Forschungszentren gegründet, nicht als Schaukästen“ (223). Auf die Idee, daß ein Forschungsmuseum auch eine Schausammlung haben kann, ohne daß man deshalb auf Forschung verzichten muß, scheint er nicht zu kommen.

Am Ende seines letzten Kapitels kommt Penny noch einmal auf die Schwanenmaske der Yup’ik zurück und geht recht ausführlich auf das erste und bisher umfangreichste Projekt ein, in dem das Museum in Dahlem im Herbst 1997 mit einer sogenannten „source community“ aus Alaska zusammengearbeitet hat. Dieses „Yup’ik-Projekt“ konnte nur stattfinden, weil es vollständig aus amerikanischen Fördermitteln bestritten wurde, die Stiftung Preußischer Kulturbesitz hat dazu finanziell nichts beigetragen. Heute, nach all den Diskussionen um das Humboldt-Forum, Rückforderungen von Objekten aus ehemaligen deutschen Kolonien und dem Dauerthema Provenienzforschung hätte ein solches Projekt einen völlig anderen Stellenwert und würde auch von der Öffentlichkeit ganz anders wahrgenommen.

Seinem „Epilog“ hat Penny den Titel „Humboldt als Zugpferd“ gegeben, denn mit dem Namen Humboldt kann man heute nicht nur Bücher verkaufen, sondern auch ganze Schloss-Rekonstruktionen. Dabei besteht seine wichtigste Erkenntnis darin, daß die an dem Projekt Humboldt-Forum beteiligten Institutionen wie Land Berlin, Stiftung Preußischer Kulturbesitz und Schlossstiftung „ebenso sehr gegeneinander wie miteinander“ arbeiten (256). „Ebenso vertraut“, so Penny weiter, „ist der dramatische Unterschied zwischen den Summen für die Präsentationen, die Besucher im Zentrum der Stadt beeindrucken sollen, und den begrenzten Mitteln für Personal, Forschung und künftiges Sammeln des Ethnologischen Museums“ (261). Darüber hinaus geht Penny auch auf die Debatte ein, die die Kunsthistorikerin Bénédicte Savoy 2017 zum Thema koloniales Raubgut ausgelöst hat und er betont, daß es ihm als Historiker nicht entgangen sei, daß beide Seiten (d.h. Savoy und Stiftung Preußischer Kulturbesitz) die Geschichte der Sammlungen falsch darstellen und mißbrauchen würden, um sie für ihre Zwecke zu instrumentalisieren (260).

In einem abschließenden Statement erwähnt Penny, daß ihm beim Besuch der Delegation aus Hawaii im Ethnologischen Museum die „Erleuchtung“ gekommen sei, daß Arbeitsbeziehungen wie diese die Zukunft der ethnologischen Museen in Deutschland seien. Nach einer weiteren „Eingebung“ kommt Penny zu dem Schluß, daß die Objekte ihr Potenzial nicht entfalten können, wenn sie im Depot liegen, „und das schmutzige kleine

Geheimnis ist, dass der überwiegende Teil des Bestandes des Berliner Ethnologischen Museums […] seit Jahrzehnten im Depot liegt" (265). – Da fragt man sich als langjähriger Mitarbeiter des Museums, seit wann das ein Geheimnis ist und wo die Sammlungen denn sonst hätten liegen sollen, wenn nicht im Depot, das in Berlin seit über fünfzig Jahren als Studiensammlung bezeichnet wird. Aber es kommt noch schlimmer, wenn Penny schreibt: „Die Tragödie dieser Sammlungen ist, dass die Berliner Ethnologen Generationen lang gewartet haben, um sie hervorzuholen und zu aktivieren" (265).

Wie kommt Penny zu solch völlig unrealistischen Äußerungen? Offensichtlich hat er über Jahrzehnte nur das Archiv und die Bibliothek des Museums in Dahlem gesehen, den Boden einer Studiensammlung aber wohl zum ersten Mal bei seinem Besuch mit der Delegation aus Hawaii betreten, um dabei dem „schmutzigen kleinen Geheimnis" auf die Spur zu kommen, daß es dort Objekte und Sammlungen gibt, von denen er bisher nichts wußte und die er jetzt endlich ans Tageslicht bringen will. Es ist schon erstaunlich: Da steht ein riesiger Gebäudekomplex in Dahlem, in dem Sammlungen mit einer halben Million Objekten zu Forschungszwecken bereitgehalten werden, und Glenn Penny als Historiker nimmt das alles nicht wahr. Er kennt das Museum offenbar nur aus historischen Schriften, Archivmaterial und alten Fotos.

Am Ende seines Buches versucht Penny, „Bastians Museum" mit dem Humboldt-Forum in Einklang zu bringen, indem er feststellt: „Bastians Museum kann gerettet werden". Und er hat dafür auch schon einen fertigen Plan:

> Um es aber zu retten, müssen die Prioritäten sich ändern. Mittel müssen vom Humboldt Forum als staatlicher Zurschaustellung – einer Geste der Selbstverherrlichung – weggenommen und dazu verwendet werden, das Museum mit erfahrenen, motivierten Kuratoren auszustatten, die Forschungen an den Sammlungen zu unterstützen, diese Forschungen wieder an die Universitäten anzuschließen und Arbeitsbeziehungen mit dazu bereiten indigenen Gruppen anzustoßen […] Bastian hinterließ diese Aufgabe künftigen Generationen. Jetzt ist der Zeitpunkt, sie ernsthaft anzugehen (268).

Das vorliegende Buch ist ohne Zweifel ein leidenschaftliches Plädoyer für das Ethnologische Museum in Berlin. Es beschreibt detailliert dessen Geschichte und vor allem die Methoden und Motivationen seines Gründers Adolf Bastian. Es ist ganz offensichtlich für ein Laienpublikum verfasst und will sich in die Debatte um das Humboldt-Forum einmischen. Es handelt sich allerdings nicht um eine Geschichte der gesamten deutschen Ethnologie, wie der Untertitel verspricht. Die behauptete „Tragik" erweist sich als weit hergeholt und vermag nicht zu überzeugen. Viel überzeugender ist die Darstellung der Entwicklung der Sammlungen, von ihren Anfängen bis ins frühe 20. Jahrhundert. Penny konzentriert sich überwiegend auf Bastians „Museumsprojekt", das jedoch unter Bastians Führung keinerlei praktischen Überlegungen folgte. Es handelte sich um ein rein theoretisches Konstrukt, das seinen Nachfolgern die Aufgabe überließ, es in ein funktionierendes Museum umzusetzen. Bei Pennys Darstellung vermißt man allerdings genaue Quellenangaben und ein Literaturverzeichnis, da die Anmerkungen nur die wörtlichen Zitate nachweisen.

Durch den Titel „Im Schatten Humboldts" und eine erfolgreiche Marketing-Strategie des Beck-Verlages ist Pennys Buch nicht nur in vielen Buchhandlungen präsent, sondern wurde bereits in verschiedenen überregionalen Zeitungen und Magazinen besprochen, von „Spiegel" bis „taz", was für ein Buch mit ethnologischem Inhalt ungewöhnlich ist. Besonders begrüßenswert ist, daß es Penny gelingt, das Thema „Geschichte der ethnologischen Sammlungen" einer breiten Öffentlichkeit nahezubringen. „Insider" des Museumsbetriebs jedoch dürften sich an manchen unsinnigen

Behauptungen stoßen, die zeigen, daß der Autor von der praktischen Seite eines ethnologischen Museums wenig Ahnung hat.

Peter Bolz

Gerhard Friedrich Müller: Ethnographische Schriften II. Bearbeitet von Wieland Hintzsche und Aleksandr Christianovič Ėlert. Halle: Verlag der Franckeschen Stiftungen zu Halle, Harrassowitz Verlag in Kommission. 2018. 809 S., 1 Kte. (Quellen zur Geschichte Sibiriens und Alaskas aus russischen Archiven XI.)

Das vorliegende Buch erschien 2018 als Band XI in der Reihe „Quellen zur Geschichte Sibiriens und Alaskas aus russischen Archiven", die von Wieland Hintzsche mit wechselnden Mitarbeitern herausgegeben wird. Es handelt sich um den zweiten Teil von Gerhard Friedrich Müllers ethnographischen Arbeiten, der erste Teil ist bereits 2010 als Band VIII der Reihe in den Druck gegangen.[1]

Die sogenannte Zweite Kamtschatka-Expedition – in deren Rahmen die von Wieland Hintzsche und Alexandr Ėlert herausgegebenen ethnographischen Schriften Müllers entstanden – wurde von Zarin Anna Ivanovna in Auftrag gegeben und diente neben militärischen auch wissenschaftlichen Zwecken: In den Jahren 1733 bis 1743 wurden unter der Oberaufsicht von Vitus Bering die gesamte russische Nordküste sowie die Seewege von Russland nach Amerika und nach Japan erkundet. Darüber hinaus bereiste eine Gruppe von Mitgliedern der noch jungen Russischen Akademie der Wissenschaften das gesamte Russische Reich in seiner West-Ost-Ausdehnung und beschrieb neben Fauna, Flora und Bodenschätzen auch Geschichte und Kultur der besuchten Landstriche im Vielvölkerreich.

Gerhard Friedrich Müller (1705–1783) stammte aus Herford (Westfalen), wo er am 18. Oktober 1705 als Sohn des Rektors des dortigen Gymnasiums geboren wurde. Nach dem Studium an den Universitäten Rinteln und Leipzig wechselte er Ende 1725 an die gerade erst gegründete Russische Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, wo er zunächst am zur Akademie gehörenden Gymnasium neben anderen Fächern Latein, Geschichte und Geographie unterrichtete (Imperatorskaja Akademia Nauk 1890:64). Als im Jahr 1727 in der Russischen Akademie der Wissenschaften der mit einer Anwartschaft auf eine Professur verbundene Titel „Adjunkt" (Dahlmann 1999:60) eingeführt wurde, erhielt Müller diesen Titel neben anderen aus dem westlichen Europa stammenden Studenten, bevor er im Jahr 1730 zum Professor ernannt wurde (Hoffmann 2005:56). Im Februar 1728 führte Müller bei einer Sichtung von Daniel Gottlieb Messerschmidts Sammlungen aus Sibirien das Protokoll und kam dadurch erstmals mit sibirischen Ethnographika in Berührung,[2] ein Ereignis, das ihn faszinierte und seinen weiteren Lebensweg entscheidend prägte.

Im Zuge der Vorbereitungen für die Zweite Kamtschatka-Expedition wurde das von Messerschmidt zusammengetragene Material genutzt. Als akademisch geschulte Teilnehmer an der Expedition waren zunächst ausschließlich Naturforscher vorgesehen und Müller sollte lediglich wichtige Dokumente übersetzen sowie sechs für die Expedition ausgewählten Studenten Geographieunterricht erteilen (Imperatorskaja Akademia Nauk 1890:253, Black 1986:52). Damit bei einer solch weitreichenden Unternehmung die historischen Belange nicht zu kurz kämen, verfaßte Müller im Vorfeld eine zehn beziehungsweise elf Punkte umfassende Instruktion mit dem Titel „De Historia Gentium".[3] Als Müller schließlich doch aufgefordert wurde, mit der akademischen Gruppe durch Sibirien zu reisen, oblag es ihm, die von ihm konzipierte Instruktion selbst in die Tat umzusetzen. Er gehörte zwar